

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr.

Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile 1 Ngr. — Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend-



Zeitung.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge

Erster Jahrgang.

No. 7.

Donnerstag, am 27. Februar

1851.

Liebesiege.

Novelle von

H. A. Werner.

(Schluß.)

Fannys Verschwinden blieb im Nebel'schen Hause so lange unbekannt, bis der gestrige Bote Heinrichs dessen Brief überbrachte, was gerade um dieselbe Zeit geschah, als der Wagen aus dem Thore von Kahla aufs Neue die Landstraße gewann.

Heute war eine bessere Laune mit dem Professor aufgestanden als gestern. Indessen war ihm die Ankunft eines Briefes zu so ungelegener Stunde, — eben hatte er sich erst in einen Berg Quartanten und Folianten eingegraben — unbequem. Die Bemerkung jedoch, daß die Sache zu pressiren scheine, bewog ihn ungefümt zu lesen. Er erbrach und las.

Aber welche Feder, welcher Pinsel wäre im Stande, die Wirkungen, wie sie sich in seinen Zügen ausdrückten, zu malen. Zunächst, nach den ersten Zeilen, meinte er falsch gelesen zu haben; er säuberte deshalb die Brille und forschte sodann weiter. Noch war er jedoch nicht zu Ende, als er

sich nach dem Kopfe griff, um zu untersuchen, ob der noch am rechten Fleck sitze; endlich sprang er auf und fragte sich laut: „Ist denn heut der erste April?“ und wirklich sah er im Tafelkalender sorgsam nach — der erste April war längst vorbei. „Hm! sonderbar!“ sagte er vor sich hin. „Zwar nur ein Witz, aber selbst als Witz sehr sonderbar,“ und verließ das Zimmer. Er ging in das Schlafgemach der Professorin. Sie protestirte zwar gegen den unberufenen Störer. Als er ihr aber den Anlaß seines Kommens nannte und vorzeigte, als sie gelesen und abermals gelesen und bemerkt hatte, daß hier von einem Scherze gar nicht die Rede sein könne, sank sie stumm in die Kissen.

„Um Gottes Willen, liebe Frau! Nur keine Ohnmachten!“ bat der Professor flehentlich, als er die Wirkung des Briefes sah. „Es ist ja nur ein Scherz. Du weißt, ich hasse die Ohnmachten wie den Tod.“

Ohne eine Antwort sprang die Professorin auf und öffnete die Nebenthüre, die in Fannys Kabinett führte. „Hier siehst Du den Scherz, Professor!“ war ihre bündige Antwort, indem sie wankend auf des Mädchens verlassenes Lager deutete und ihn auf die Schwelle des Zimmers schob.

„Was? kein Scherz? Wirklich Wahrheit? Nein! das ist unmöglich!“ schrie der betroffene Mann der aus seinem Himmel der Sicherheit fiel.

„Kannst Du durch Deine hohe Gelehrtheit die Sache wegleugnen, guter Mann, herzlichen Dank Dir!“ erwiderte die Frau. „Aber ich begreife, daß es unmöglich ist.“ „Also hintergangen, betrogen, verhöhnt, beschimpft!“ schrie jetzt Nebel, der sich die Wahrheit nicht mehr bergen konnte.

„Und von wem? daß Rosenschild es versuchte — er ist mein Feind, ich haßte ihn; drum kann ichs übersehen; aber Fanny! Fanny! die eigne Tochter!

„Und Fleischer!“ setzte sie hinzu. „Ein Mensch, der uns tausend Freundschaftsdienste, tausend Verpflichtungen schuldig ist, dem wir Vertrauen schenkten, den wir wie einen Sohn behandelten, dem ich mein Liebste zugebracht hatte! Entführt sie — für einen Andern, der unser Feind ist!“

„Dankbarkeit ist ausgestorben in der Welt,“ predigte der Professor, „Undank regiert; Gewalt siegt über Recht, Lug und Phantasterei über die alte, ehrwürdige Wahrheit, und Eigensinn über Kindesliebe! Ja! Ja! das ist die heutige Welt, die junge, die emancipirte Welt. O Gott! Wo soll das enden?“ Und seine Blicke richteten sich klagend gen Himmel.

Rosenschild erschien ihm in diesem Augenblick als der erste Jungweltbürger, als der ausschweifendste, rasendste Mensch seines Jahrhunderts.

„Ich will ihn fassen!“ tobte er. „Ich will die ganze Meute ereilen. Meine Rache über sie! Haß! Hohn! Verachtung der Welt über sie! Ja ich will ihnen nach.“

Ein Wort von Madame genügte, ihn zu erinnern, daß das Nacheilen vor der Hand eine unmögliche Sache sei, wenn er nicht wie Pythagoras sich zu theilen und auf allen Richtungen und Straßen zugleich nachzuforschen vermöge.

Gegen seinen Plan, Lärm zu schlagen und Polizei und Bürgerschaft aufzufordern, um die Geraubte einzuholen, erklärte sie sich entschieden! Sie wollte nicht ein solches Scandal auf ihrem Namen dulden.

Sie war gefaßt und sie konnte dieß sein, weil die Ueberzeugung, daß Fanny von selbst wiederkehren würde, in ihr keinen Augenblick verschwand. Sie rechnete auf die Willenlosigkeit des Mädchens, auf

ihren Einfluß über dieselbe und auf die Macht der Gewohnheit; auf Rosenschild's Schwäche sogar, die das angefangene Werk der Entführung — sie hielt ihn für den Urheber derselben — nicht lange werde behaupten können. Für Jedes einzeln war diese Berechnung ganz richtig; aber das hatte sie vergessen in Anschlag zu bringen, daß zwei vereinte Kräfte, mehr vermögen, als eine einzige.

Nicht ohne Mühe bekehrte sie auch den Gatten zu dieser Ueberzeugung und es gelang ihr auch dies insoweit, daß sie ihn bewog, diesen Tag ruhig abzuwarten, ehe er seine scandalösen Mittel und Wege anschläge.

Unter Angst und Sorgen, unter leisen Nachforschungen und Fragen schlich der Tag dahin. Der Abend nahte, ohne daß eine Spur entdeckt worden wäre. Die Professorin saß einsam auf ihrem Zimmer und kämpfte mit sich selber um ihre Hoffnung. Noch war selbst den Dienern von Fannys Abwesenheit nichts bekannt; konnte sie die Hauschüre länger behüten? Sie ergab sich der Gewalt ihrer Aufregung und weinte vor Zorn und Scham.

In dieser Beschäftigung unterbrach sie der Professor, der mit einem Zeitungsblatt hereintrat.

„Da hast du wieder ein Stück neue Zeit,“ sagte er das Blatt hinhaltend, und mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf eine Stelle deutend.

Das Blatt enthielt die Ministerialbekanntmachung, daß Rosenschild zwar einen Ruf nach Heidelberg erhalten habe — „kein Wort davon hat der Heimtückische verlauten lassen“ meinte der Professor erbittert — daß aber eben darum und um einen viel versprechenden Gelehrten, der trotz seiner Jugend schon ausgezeichnete Proben seiner Tüchtigkeit gegeben habe, welche dem Publikum vorlägen, der Landesuniversität zu erhalten, die hohen Beschützer derselben auf besondern Antrag des Fürsten von ** beschlossen hätten, ihn zum ordentlichen Professor mit dem entsprechenden Gehalte zu ernennen.

Die Professorin ließ das Blatt zusammengedonnert aus der Hand fallen.

„Da hast Du ein Stück neue Zeit!“ wiederholte Nebel. Aus einem Doctor legens ordentlicher Professor, das ist unerhört, ein Hohn gegen den Lauf der Dinge. Welch einen Aufstand unter den Collegien das geben wird, mag ich nicht sehen. Ja!

Wir werden uns regen! Solch eine Auszeichnung diesem Menschen! und warum? Um einiger fecken Meinungen willen, die der junge Herr unreif in die Welt geworfen hat. O! ich ertrag' es nicht!" er warf sich ächzend auf das Sopha und jammerte vor sich hin: „Unglück über Unglück! Ich fühle, daß es mit mir zu Ende gehen soll!"

Anderß regte es sich in der Seele der Professorin. Sie bedachte, daß es der begünstigte Liebhaber, der Entführer ihrer Tochter sei, dem solche Auszeichnung widerfahre. Sie berechnete, daß wenn der Mann ohne Titel und Rang eine schlechte Parthie geschienen habe, gegen den unerhört rasch avancirten Professor, dem vielleicht noch Gott weiß welche Begünstigungen winkten, nun nichts mehr einzuwenden sei. Sie fühlte, daß sie den Professor eben so lieben könne, als ihr der Doctor verächtlich erschienen war.

Da dröhnte auf dem Pflaster ein Wagen, er nahm seinen Weg nach dem Nebel'schen Hause, er hielt, ein unbekannter Mensch sprang vom Kutschbock herab und ins Haus. Die Professorin schrie laut auf; sie ahnte, was es sei. Ehe sie sich dem Gatten mitgetheilt hatte, trat der Mann in das Zimmer und überreichte einen Brief.

Er war von Heinrichs Hand und lautete:

Filschendorf den 20. Mai 184*.

„Im Auftrage Ihrer verehrten Tochter und ihres Bräutigams habe ich das ehrenvolle Vergnügen, Ihnen den Kutscher, der diesen Brief überbringt, und den Wagen zur Disposition zu stellen, um den ersten Glitterstunden dieses glücklichen Paars beizuwohnen. In dem Augenblicke, wo sie dies lesen, stehen sie vor dem Altar, um den unauf lößlichen Bund vor Gott und Welt durch Priestersegen knüpfen zu lassen. Eilen Sie in ihre Arme!

Heinrich Fleischer.

Der Kampf, der durch diese Zeilen in Beiden hervorgerufen wurde, war heftig, kurz, aber siegreich und zu Gunsten der Liebenden. Einem Manne, der einen Namen für sich, eine Carrière vor sich hat, und dem Glücke so im Schooße sitzt, wie Rosenschild sich rühmen konnte, widersteht kein Herz und wenn es von Eisen wäre. Die improvisirte Hochzeitsfahrt ward genehmigt, und Madame hatte an diesem Ausgange nicht den kleinsten Antheil. Nach

einer Vorbereitung vor wenig Minuten, rollte der Wagen aufs Neue nach Filschendorf.

Schneller als der Professor, der in seinem Entschlusse wieder zu schwanken anfing, und es bereute, so rasch auf das Verlangen der Frau eingegangen zu sein, weil er seine Würde zu vergeben glaubte, indem er sich so völlig hatte umwenden lassen durch den einfachen Zwang, aber zu langsam für die aufgeregten Wünsche von Madame, für welche selbst die Flügel der Morgenröthe noch Schneckenboten erschienen, kam man an dem ersehnten Orte endlich an. Der Wagen hielt vor der Kirche, an welcher der Weg dicht vorüberlief und aus welcher plötzlich Heinrich heraus trat. Nebel würdigte ihn keines Wortes; nicht so die gnädige Frau, die höflich, weil klug war.

Sie traten ein zur rechten Zeit, um die Worte des Predigers zu hören: „Was Gott verbunden hat, soll der Mensch nicht trennen!" womit die Feierlichkeit soeben schloß.

Molly hatte nöthig den Professor, der in der Thüre stehen blieb, und sich nicht dem Paare nähern zu wollen die Miene annahm, an der Hand zu fassen. Gesezten Schrittes, doch mit entzückten Blicken traten die Vermählten ihnen entgegen. Eine himmlische Zufriedenheit verklärte Fannys Züge, ihre Augen zeigten wieder jenes Feuer, das so lange ihnen verloschen gewesen und ein zartes Roth färbte wieder die durch Leid geblichenen Wangen. Sie ging stolz und frei. Ihr ganzes Wesen und Fühlen hatte sich neu und frisch entfaltet, seit den wenigen Stunden, in denen es ihr vergönnt war, sich aufzurichten.

Um Rosenschilds Mund lag ein ätherisches Lächeln; er schwebte in höhern Regionen. Eine neue Welt von Gefühlen war ihm aufgethan. Die eine That, die er zu Entscheidung seines Schicksals, wenn nicht unternommen, doch zu Ende geführt hatte, gab seinem Wesen jenes Etwas, jenes Relief, welches nur das Gefühl der Kraft, das männliche Selbstbewußtsein verleiht.

Als Eltern und Kinder vor einander standen, fiel Fanny in die offenen Arme der Mutter.

„Ihr Iosen, schelmischen Kinder!" rief diese indem sie zu lächeln versuchte und ohne einen Anschein der Verlegenheit. „Ihr Abenteuerer! So in die Welt hinein zu rennen! Eine Entführung zu spie-

Ien! Ihr habt die Probe schlecht bestanden, die ich Euch stillschweigend auferlegt hatte und seid aus der Schule gelaufen, anstatt auszuharren, bis ich Euch das zuge dachte Glück in den Schooß schüttete."

„Probe, Mütterchen?“ fragte Fanny betroffen.

„Das Ganze war nur ein Spiel,“ antwortete sie, indem sie mit einem passenden Wink den Gemahl zum Zeugen aufrief.

„Es war ein Spiel!“ fiel dieser nach einer Pause ein und fügte halblaut hinzu: „das wir verloren haben!“ wofür ihn ein zürnender Blick strafend durchbohrte.

„Verzeihung für uns Sünder!“ riefen Alle drei, Heinrich, Fanny und Rosenschild aus einem Munde. „Verzeihung für uns.“

„Ich war hinterlistig,“ redete Heinrich weiter. „Ich vergalt Ihre Gastfreundschaft nicht mit Offenheit. Aber mich trieb Freundschaft und Liebe in den Kampf. Freundschaft für diese Dame, die nun ein glückliches Weib ist, und Liebe für dieses Mädchen, das vielleicht bald, hoffentlich ebenso glückliches werden soll.“

„Ja! verzeihen Sie ihm!“ rief ein junges Mädchen vortretend. Und ihre blauen großen Augen schauten zu der Professorin auf und ihre Hände streckten sich nach ihr empor.

„Wer ist das Kind?“ fragte die Angerufene nicht ohne eigenthümliche Spitze des Tones.

Das Kind war Malchen. Ganz im Stillen hatte der alte Kohl sie zum Pfarrer Borke gebracht, und so die raschere Erfüllung von Heinrichs Glück möglichst er.

Auch ihre Thränen waren getrocknet. Sie war das glücklichste Mädchen von der Welt, nachdem sie in Erkenntniß ihrer Liebe das elendeste sich gefühlt hatte.

Und als Heinrich auf die Frage der Professorin antwortete:

„Es ist Malchen, des Gastwirths Kohl Tochter!“ vernichtete er mit einem Schlage das geringschähige Lächeln, welches Jene hervorrief, indem er das Mädchen umschlang und ausrief als Zusatz gleichsam jener Erklärung:

„Meine Braut!“

„Und verzeihen auch Sie, Vater?“ bat während dessen Fanny, den Professor indem sie ihn umarmte und die aufblühende Wange an die seine legte.

„Der Sieger hat stets Verzeihung!“ antwortete er nicht ohne Groll, „und Du hast — Ihr habt gefiegt. Und weil es so ist, will ich denn der Bote eines neuen Glückes sein. Herr Sohn wider meinen Willen“ — er vergaß die Behauptung der Professorin von vorhin, die er selbst bestätigt hatte — „Sie sind zum ordentlichen Professor ernannt. Dem Professor gönne ich auch mein Kind.“

„So feiern wir ein doppeltes Fest!“ schrie Heinrich jubelnd.

„Ja!“ fügte der junge Professor hinzu, und lächelte. „Und das am Abend desselben Tages, dessen Morgen wir nicht zu überleben meinten. Gott führt wahrlich seine Heiligen wunderbar!“

„Das ist wahr!“ flüsterte der Student in Malchens Ohr und drückte ihre Hand.

S o m o l e *)

Historische Sage.

I.

Es war im Jahre 1179 nach der Schlacht bei Rodenic. Die Sonne stand bereits am Saume des über der Gegend von Rodenic sich wölbenden Firmaments, und warf noch einen düstern Scheideblick auf die Landschaft, über welcher sie den ganzen Tag als wachsender Zeuge einer blutigen Begebenheit verweilt

*) Der Name eines Hügels bei Dusnjt unweit von Prag.

hatte. Allmählig war es finster geworden, so daß endlich der rauschende Kieferwald, welcher in der Dämmerung wie ein schwarzer Gürtel die Gegend umzog, in dem allgemeinen Dunkel verschwamm. Beinahe in der Mitte dieses Waldes stand auf einer ziemlich weiten Fläche eine kleine aber nicht unansehnliche Bauernhütte. In dem engen Stübchen derselben saßen am knisternden Feuer zwei Personen, durch Bande des Blutes eng verbunden, — der Vater mit dem Sohne. Der bejahrte aber noch rüstige Greis hatte vor einer kleinen Weile den aus

der Schlacht heimkehrenden Krieger, seinen Sohn, willkommen heißen.

„Also habt ihr wacker gekämpft?“ fragte der Vater.

„Die mit Blut und Leichen bedeckten Felder von Lodenic mögen Zeugen sein; was dem Schwerte nicht erlag, verschwand vor unsern Augen, als ob es der Wind vom Kampfplatze triebe, und ich meine, der Ruf keiner Trompete wird die Flüchtigen ferner gegen uns versammeln können.“

„Und Friedrich?“ fragte der Vater wieder. „Wo weilt der entartete Königssohn?“

„Er selbst kämpfte an der Spitze seines Heeres um die Fürstenkrone, aber wir hielten sie fest auf dem Haupte unsres Sobeslaw. Nach verlorner Schlacht soll er sich mit dem Häuflein seiner Söldlinge gegen Prcic geflüchtet haben.“

„Mein Gott — wann wird doch dieser unselige Zwist ein Ende nehmen?“ klagte der gutmüthige Alte. „Wie lange noch werden sich diese herrschsüchtigen Fürsten um uns wie Wölfe um ihre Beute streiten? Friedrich möge sich gedulden, bis Sobeslaw zu den Vätern heimgegangen sein wird, dann kann er mit gutem Rechte den Prager Fürstenthron bestiegen, und wir werden ihm um denselben einen Wall bilden, den kein Sturm und keine Macht durchbrechen soll. Aber jetzt ist Sobeslaw unser Fürst, sein Recht und das Volk haben ihn den Thron besteigen heißen, und mit Ruhm wird er im Besitze desselben bleiben, sollte auch der geldsüchtige Kaiser mit seinem ganzen Reiche gegen ihn ziehen. Aber erzähle mir, mein Sohn, was macht Sobeslaw, unser guter, unglücklicher Fürst?“

„Wie ein Löwe focht er stets im ersten Treffen und scheute keine Gefahr. Ost ergriff mich bange Besorgniß um sein Heil, aber die Hand Gottes und seiner Bauern kräftige Arme haben ihm den Sieg verliehen. Ich selbst habe von seinem Haupte einen tödtlichen Hieb mit meinem Schwerte abgewehrt. Es war ein schmucker deutscher Ritter, der mit Wuth auf Sobeslaw eindrang. Beide mochten sich wohl nicht das erste Mal gesehen haben, denn aus ihren Augen schien ein alter Haß zu sprechen. Der deutsche Ritter verschwand unter der Schaar der Seinigen, ohne daß wir ihn ferner zu Gesichte bekamen, und sein Häuflein fiel unter unsern Streichen. — Nach gewonnener Schlacht zogen wir ge-

gen Dubnjk in unser Lager. Ein freudenvoller Anblick wars, wie unser Herzog die Heranziehenden herzlich bewillkommte! Thränen rollten ihm über die Wangen, als er zu seinem Volke sprach und Jedem die Hand drückte, die kräftig für ihn gekämpft hatten. Doch Vater, auch ich muß wieder ins Lager zurück, denn wohl wird unser Herzog nicht lange säumen, um gegen Prag aufzubrechen.“

Bei den letzten Worten öffnete sich die Thüre, und ein sonderbarer Gast trat in die Stube, wodurch der Abschied des Sohnes plötzlich verzögert ward. Ein deutscher Ritter von hoher, schöner Gestalt bat mit einem halb vertrauenden, halb furchtsamen Blicke schweigend um Gastfreundschaft. Sein weißglänzender Anzug war voll blutiger Streifen, die eine Wunde am Haupte verbreitet haben mochte. Der junge Bauer erkannte aber alsbald den Ankömmling, denn es war jener deutsche Ritter, von welchem er so eben erzählt hatte. Wuthentbrannt wollte er mit gezücktem Schwerte auf ihn eindringen, aber der alte Vater trat rasch zwischen Beide, und wehrte den Angriff des Sohnes ab.

„Ehre die Gastfreundschaft, mein Sohn!“ sprach er, „denn stand er auch auf dem Schlachtfelde Dir als Feind gegenüber, so ist er es nicht mehr unter dem Dache der väterlichen Wohnung.“ —

Der Jüngling, durch diese Worte aus seiner Uebereilung gerissen, steckte langsam sein Schwert in die Scheide und trat schweigend ans Fenster. Der alte Landmann aber nahm den Fremden freundlich am Arme und bot ihm einen Sitz am Herde an, untersuchte dann sorgfältig seine Wunde und umband sein Haupt. Darauf wies er seinem ermatteten und ruhebedürftigen Gaste ein einfaches, aber bequemes Lager an, wo derselbe auch bald in einen wohlthätigen Schlaf versank. —

II.

Ein schneidender Wind wehte durch die kalte Winternacht, als unser junger Krieger auf dem Wege zum Lager aus dem Kieferwalde hervortrat. Sein Weg führte ihn über die Ebene vor Lodenic, über den gestrigen Kampfplatz der tapfern böhmischen Bauern. Der Vollmond beleuchtete mit seinem matten Schimmer nur immer auf Augenblicke die mit Leichen bedeckte Gegend, denn der Wind

trieb in rascher Folge dicke Wolken am Himmel hin. Da lagen die Söhne verschiedener entfernter Gegenden in der kalten Umarmung des Todes, in einem fremden Lande — ohne Grabesstätte. Nur eines ärmlichen Soldes wegen hatten die Deutschen für einen fremden Herrn gekämpft, die Böhmen dagegen für ihren erwählten Fürsten aus Liebe und Anhänglichkeit. —

Frühzeitig lief auf dem Schlachtfelde ein muthiges, weißglänzendes Pferd mit prächtigem Sattel umher. Mit fliegender Mähne durchirrte es mehrmals den ganzen Kampfplatz, wieherte, schnaufte, beroch hie und da einen Todten, wieherte dann wieder kläglich und sprengte abermals zu einem andern hin. Das treue Thier suchte unter den Gefallenen seinen Gebieter, welcher sich inzwischen in der Bauernhütte durch einen sanften Schlaf erquickte. Als der deutsche Ritter die Gewißheit der Niederlage der Seinigen gesehen hatte, war er vom Schlachtfelde gewichen, in der Meinung, er werde durch den Wald einen gefahrlosen Rückzug finden können, gerieth aber auf Umwege und verirrte sich vollständig. — Da überfiel ihn die Nacht, und noch hatte er keine Hoffnung, eine sichere Bahn aus dem Walde zu treffen. Lange war er schon in dem nächtlichen Dunkel umhergeirrt, als das Pferd am Rande eines Abgrundes sich bäumte, und nicht weiter gehen wollte. Als es aber der Ritter voll Ungeduld mit den Sporen heftiger antrieb, machte es einen unglücklichen Sprung, und warf seinen Herrn in die Tiefe des Abgrundes hinab. Dadurch scheu geworden, rannte es davon, und gelangte auf das Schlachtfeld zurück. —

Der Ritter, kaum dem Tode entronnen, erhob sich erst nach einer Weile mit Anstrengung seiner letzten Kräfte, vergaß des Feindes, und suchte als Mensch bei Menschen Hilfe. Da führte ihn das schimmernde Licht in der Hütte, wie ein Stern der Rettung zum gewünschten Ziele. —

Das Pferd hatte den ganzen Morgen hindurch vergebens seinen Herrn auf dem Kampfplatze gesucht, und richtete endlich seinen Lauf zum Lager der Böhmen. Bald darauf erreichte auch unser junger Krieger die Zelte seiner Genossen.

Das plötzliche Erscheinen des Pferdes erregte allgemeine Aufmerksamkeit, denn nach dem kostbaren Geschirre wurde es von Allen für das Pferd eines

ansehnlichen Ritters gehalten. Sobeslaw aber erkannte es sogleich als das Pferd eines deutschen Obersten, seines erbittertsten Feindes. —

„Wo ist der Ritter dieses Pferdes?“ fragte der Herzog, mit plötzlich erwachter Begierde nach Rache. „Unter den Todten ward der größte Feind und Gegner Cures Herzogs nicht gefunden. Er wird sich irgendwo in der Nähe verborgen halten; denn ohne Pferd konnte er kaum das fliehende Heer Friedrichs erreichen.“

Sogleich wurden auf Befehl des Herzogs nach allen Seiten Häuflein böhmischer Bauern ausgesandt, welche die Gegend durchstreifen sollten; die besondere Gnade des Herzogs wurde jenem zugesichert, der den deutschen Ritter lebend oder todt überbringen würde. — Auch unser junger Krieger war an die Spitze eines suchenden Häufleins gestellt worden, und machte sich mit nicht geringen Zweifeln an die Erfüllung des erhaltenen Auftrags. Nur zu gut wußte er, daß der Gesuchte jener deutsche Ritter sei, welcher sich im Hause seines Vaters befinde. Das Schicksal hatte ihm den Schlüssel zu seinem Glücke dargeboten, aber die Hand weigerte und sträubte sich, ihn zu erfassen. Soll er sich gegen die Tugend der Gastfreundschaft, welcher sein Vater so sehr huldigt, vergehen? Soll er an der Leutseligkeit seines alten Vaters Verrath üben? Entweihen die geheiligte Schwelle seines Geburtshauses? Keineswegs! Und doch wieder Sobeslaw, sein Wohl, die Zusagung seiner Gunst! „Sein Blut muß den Baum meines Lebens befeuchten, wenn er blühen und Früchte tragen soll,“ so hatte der Herzog gesprochen. Entschlossen rief er endlich seinen Gefährten zu: „Wohlan! wir gehen zur Hütte meines Vaters!“ und lenkte dabei in den Wald ein.

Der deutsche Ritter lag noch im süßen Schlummer, als die böhmischen Krieger sich der Hütte näherten. Der greise, edle Landmann aber, welcher aus Besorgniß um seinen Gast, die ganze Nacht am Bette desselben durchwacht hatte, trat ihnen an der Schwelle seines Hauses entgegen, und ermahnte sie mit feierlicher Stimme, die Rechte der Gastfreundschaft in Ehren zu halten. Erstaunt blickten die Krieger den Mann an, welcher ihnen Schonung gegen einen Feind gebot, und wie durch eine unsichtbare Macht fest gebannt, standen sie mit Ehrerbietung vor der beschützten Schwelle. Aber dies

ihr stilles Verhalten währte nicht gar lange, denn rohe Rachgier überwältigte ihre Sinne. Mit Drohungen forderten sie die Auslieferung seines Gastes; der Greis jedoch widersetzte sich aus Leibeskräften ihren Angriffen. Endlich sank er unter einem gewaltsamen Streiche zu Boden, und die Schwelle der gastlichen Hütte war mit Blut benetzt. Der eigene Sohn schleppte über den Körper des Vaters den deutschen Ritter heraus, und eilte mit ihm geraden Weges zum herzoglichen Lager hin. —

Das Zusammentreffen des deutschen Ritters mit Sobeslaw im Lager der Böhmen war bemerkenswerth. Eine Flammenröthe stieg ihm in die Wangen, als er vor seinem Feinde stand, der jetzt wohl auch sein Richter geworden war, und der jetzt wie mit giftigen Blicken sein Leben verzehren zu wollen schien. Wohl wußte er, warum man ihn ins Lager gebracht, und die Gewißheit eines unvermeidlichen Todes erfüllte seine Brust mit trohigem Muth. Sobeslaw selbst empfing ihn mit unfreundlicher Miene, doch bald nahm sein Gesicht den Ausdruck boshafter Freude an.

„Ei tapferer Herr Falkenstein!“ sprach er mit giftig süßer Stimme, „wie sonderbar führt uns das Schicksal auf der Bahn des Lebens zusammen. Als ich am Hofe des Kaisers Gunst und Freundschaft suchte, da warst Du es, der die Strahlen derselben auf meinen Nebenbuhler leitete. Und nachdem es mir durch den Glanz des Goldes gelungen war, die Gnade des Kaisers zu erlangen, so war es abermals Dein Werk, daß ich sie wieder verlor. Nun bist Du aber in meiner Gewalt — Du bist endlich unterlegen!“

„Ich unterlag,“ erwiderte mit Nachdruck der Ritter — „aber bald wirst auch Du nach mir in die Tiefe stürzen. Der Felsen, auf welchen Du Deine Beste gebaut hast, wird vor den Hufschlägen der deutschen Reiterei in Trümmer zerfallen, und die Handvoll Deiner Bauern wird von dem zahlreichen Heere der Deutschen durch den bloßen Anblick vernichtet werden.“

„Ei wie boshaft!“ sprach Sobeslaw, „Du hast Deinen Scherz zur Unzeit angebracht. Ueberblicke mein Lager, und Du wirst erschrecken über die große Menge tapferer Herzen, in denen mein Wohl geborgen ist. Bei einer herannahenden Gefahr aber würden augenblicklich neue Schaaren her-

beileilen. Das Gift, mit welchem Du mein Volk — mein treues, biederes Volk begießert hast, soll Dich selbst verderben! Sobeslaw wird Dich richten!“

Die Miene des deutschen Ritters blieb bei den Worten Sobeslaw's unverändert, und unerschrocken ließ er sich von seiner Bedeckung in das für ihn bestimmte Zelt führen.

III.

Am Morgen des andern Tages war schon mit Sonnenaufgang das ganze Heer bereit, die Befehle des Herzogs zu vernehmen. Da traten aus dem Zelte Sobeslaw's einige der Aeltesten, und ordneten den Kriegern an, sich in einem Viereck aufzustellen, nachdem zuvor auf einem erhöhten Platze der Fürstenthron war errichtet worden. Nach einer kleinen Weile wurde unter starker Bedeckung der deutsche Ritter dahergeführt. In voller, prächtiger Rüstung ritt er auf seinem treuen Pferde durch die Reihen hin; aus seinen Zügen sprach noch jetzt der trohige Muth, und mit Verachtung blickte er auf die ihn begleitenden Bauern so wie auf das ganze Heer der Böhmen herab. Als er endlich vor den für den Herzog hergerichteten Thronessel gekommen war, trat auch Sobeslaw in vollem fürstlichen Glanze aus seinem Zelte, und „es lebe unser Herzog Sobeslaw!“ tönte es durch das ganze Lager, als er sich auf seinen Sitz begab. —

Mit einem freundlichen Zeichen des Dankes verwandelte der Herzog die freudige Bewegung in stillen Gehorsam. Sodann richtete Sobeslaw mit feierlicher Stimme diese furchtbar strengen Worte an den deutschen Ritter: „Du hast die Macht und Stärke meines Heeres verhöhnt, daher wird dieses Dir den Tod bereiten. Ihr Alle, meine Treuen, werdet Eure Helme mit Erde füllen und sie rings um Euren Kästler ausschütten, auf daß über dem Lebenden, wie er hier zu Pferde sitzt, das Grab sich wölbe! — So lautet der Urtheilsspruch des Herzogs Sobeslaw!“

Stumm standen nach Vernehmung dieser Worte die Heerschaaren in der Runde, und erst nach einer kleinen Weile fingen sie an den Befehl ihres geliebten Herrn zu erfüllen. Unser junge Bauer schüttete zuerst seinen Helm voll Erde zu den Hufen des Rosses aus, und nach dem von ihm gegebenen Bei-

spiele wuchs um den unglücklichen Falkenstein das schreckliche Grab schnell hoch hinan.

Aber noch immer saß der Held unerschrocken auf seinem Pferde. Mit kräftiger Hand zwang er das sich sträubende Thier zum Stillstehn. Wie Blitze flogen seine feurigen Augen über die Gegend umher. Endlich erstarb das klägliche Gewieher des Pferdes — auch der Federbusch auf dem Helme des Ritters wehte nicht mehr durch die Lüfte — denn die angeschüttete Erde war bereits zum Hügel angewachsen. —

Während die Krieger noch mit Erfüllung des herzoglichen Befehles eifrig beschäftigt waren, hatte sich vor dem Zelte Sobeslaw's ein anderes Ereigniß zugetragen. Der alte gastfreundliche Landmann hatte, nachdem er sich von dem erlittenen Unfalle wieder erholt, seine Hütte verlassen, und war zum Lager hingeeilt.

„Gieb mir meinen Gast heraus!“ bat und flehte der Greis zu den Füßen des Herzogs. „Bewaffnete Deines Heeres mit meinem Sohne an der Spitze haben das geheiligte Recht der Gastfreundschaft schändlich verletzt; gewaltsam haben sie den Gast aus meiner Behausung mir entzogen, wohin er sich vertrauensvoll geflüchtet hatte. Gib mir ihn heraus, wenn Du gerecht sein willst, denn mein ist er, und ich muß für sein Leben bürgen!“

Der Herzog faßte den Greis an der Hand, und zeigte ihm den neu entstandenen Hügel, indem er bedeutete, daß darin der deutsche Ritter wohl geborgen sei.

„Wehe, Wehe!“ schrie der Alte laut auf, und fuhr in seinem Eifer fort: „Die von Dir begangne Ungerechtigkeit schreit um Rache zum Himmel auf. Du hast das heiligste Recht gehöhnt, und auf die Ehre des böhmischen Volks eine fürchterliche Schuld geladen, die zu sühnen nicht so leicht sein wird. Strafe meinen ungerathnen Sohn für seinen schändlichen Dienst, aber strafe ihn schnell, denn bald — bald wird und muß auch Dich das Glück verlassen.“

Die Worte des eifernden Alten hatten auf Sobeslaw tief eingewirkt. Wie starr stand er da, und wagte nichts zu erwiedern. Erst nach einer Weile, als hätte er indeß seine Sinne gesammelt, wandte er sich wieder zum Greise, und sprach: „Alter, wisse, daß die Gerechtigkeit nie vom Throne

des Herzogs weicht! Hat Dein Sohn Deinen Gast verrathen?“

„Schändlicher Weise, über den bewußtlos liegenden Vater hat er ihn aus der Hütte geschleppt!“ antwortete der Greis.

„Er empfangen also den Lohn für seine Trevelthat!“ rief Sobeslaw. „Er ist dem Tode verfallen! Aber meine Gnade läßt ihm einen Weg, der verdienten Todesstrafe zu entgehen. Wenn er ohne zu athmen den neu gebildeten Hügel umläuft, so sei das Leben ihm erhalten! So richtet der gerechte Sobeslaw!“

Das ganze Heer erschrocken über den Ausspruch des Herzogs. Insbesondere überfiel den schuldbelasteten Jüngling ein plötzlicher Schrecken. Als bald traten Diener vor, welche dem Jüngling sorgfältig Mund und Nase verbanden, worauf er den ungleichen Wettlauf mit dem Tode begann. Eine gute Strecke hatte er schon zurückgelegt; doch der Tod ereilte ihn früher als er zum rettenden Ziele gelangte. Tief seufzte die ganze Versammlung, als der Jüngling nahe am Ende der Bahn todt hinstürzte. —

Der alte Vater, welcher während des Vorganges seine Augen zum Himmel gerichtet hatte, senkte sie bei dem Seufzen der Menge zu Boden, und erblickte den todten Sohn. —

„So richtet der gerechte Sobeslaw!“ wiederholte mit selbstgefälliger Würde der Herzog. Aber diese Worte fanden in der betäubten Seele des Greises ein schauerliches Echo.

„Versündige Dich nicht an der ersten und vornehmsten Tugend eines Herrschers,“ begann der Greis in feierlichem Tone; „greife nicht nach den klaren Sternen mit besleckter Hand! Die Gerechtigkeit schont und schützt die Rechte der Menschheit; Deine Leidenschaft aber hat die zwei heiligsten Rechte mit Füßen getreten. — Das Volk muß Dir das Schwert entreißen, damit Deine empörte Leidenschaft es ihm nicht ins Herz bohren könne!“

Nachdem der Greis wie ein Unglücksprophet dies gesprochen, eilte er mit mächtigen Schritten aus dem Lager hinweg. Betroffen stand der Herzog da; mit Staunen blickten die Bauern dem Hingewegenden nach, bis er ihrem Auge in dem rauschenden Kieferwalde entschwand.

Nach wenigen Tagen erfolgte die Schlacht bei

Prag, welche die Macht Sobeslaw's gänzlich vernichtete. Das weitere Geschick des unglücklichen „Bauernfürsten“ erzählt die Geschichte. —

Der in Rede stehende Hügel — das Grabmal des deutschen Ritters — befindet sich bei Dusnj. Wegen seiner länglich runden Gestalt nennt ihn das Volk „Homole,“ das ist: Käsehügel.

Bruchstück

aus

Tiberius Gracchus

historischem Trauerspiel von Moriz Seydricht.

Erster Aufzug.

Der Tempel der Treue. Volle Senatsversammlung. Links Nafica, rechts Scävola und andre Senatoren. Im Hintergrunde links Gruppe. Mancinus mit römischen Feldherrn: Scipio Africanus neben ihnen. Im Hintergrunde die Gesandten der Carthager. Bundesgenossen, Spanier. Sowie der Vorhang aufgeht, treten vor:

Barcas mit den carthagischen Gesandten.

Nafica (zu den Gesandten)

Ihr kommt zu spät' Gesandte! denn Karthago Schwand von der Erde! unser Römerpflug Schritt siegreich über ihre stolzen Mauern, Der Stadt ein Zeichen ewiger Vernichtung! Der Ehrgeiz eurer meerberühmten Flotte, Der Africa's Gewässer nicht genügten — Er ward gebeugt für immer: das Geschick Entschied für Rom! Hier steht Karthago's Sieger, Der Scipio Africanus!

Barcas (bestürzt)

Und die Verträge?

Nafica.

Nur nach dem Siege schließen Römer Frieden! Karthago trogte — deshalb ward's geschleift! Nichts weiter von Verträgen — denn das Schwert Der Scipionen hat bereits entschieden! Erwartet ruhig, was mit eurem Volk Der römische Senat beschließt! — Nun geht!

(höhnisch)

Baut euch wo anders an — weit von der See —

Außerdem geht auch die Sage unter dem Volke, daß, wer diesen Hügel ohne zu athmen umläuft, das Pferd im Innern wiehern hört. Eine fromme Hand baute in späterer Zeit auf dem Gipfel desselben eine dem heiligen Georg geweihte Kapelle, wo alljährlich ein feierlicher Gottesdienst gehalten wird. —

Nach dem Böhmischem.

Da wohnt sichs besser! (Barcas will sprechen)

Nichts von Neu-Karthago!

Die Gegend von Karthago bleibe öd! —

Frei sollt ihr werden — aber Rom's Befehlen

Müßt unbedingt und schweigend ihr gehorchen.

Ihr seid entlassen!

Barcas.

O lieb' wohl Du Volk

Des Kriegs und der Zerstörung! zeige Dich

Als Welttyrannin, Rom! wirf ab die Maske;

Ihr aber rächt den Frevel, ew'ge Götter!

Auch Ilion herrschte — doch auch Ilion fiel,

Weil blinden Uebermuth die Götter rächen!

Mög's Rom auch also gehn! (ab mit d. Gesandten)

Nafica.

Medilen, auf!

Verhaftet sie! Werft sie in Fesseln, eilt!

Sie soll'n die Frechheit büßen. (Medilen ab)

(Pompädius und Gesandte treten vor)

Nun und ihr —

Was wollt ihr Bundesgenossen? Alle Länder

Italien, Asien, Macedonien

Und Afrika gehorchen uns — doch ihr —

Ihr murt und murt — was wollt ihr?

Pompädius.

Unser Recht!

Wir haben euch die Welt erobert, Römer!

Nun gebt uns den versprochenen Siegespreis,

Das Bürgerrecht!

Nafica.

Wir werden's überlegen!

Pompädius.

Nein! die Zeit des Zauderns ist vorüber!

Kein Schattending der Knechtschaft sei unser Bündniß —

Wir fordern von den öffentlichen Aekern
Den uns versprochenen Theil — das höchste Recht:
Die Freiheit der Person verlangen wir.

Wir machten euch zu Herrn der Welt — dafür
Beißt ihr zum Dank, wie Sklaven uns mit Ruthen!

Nasica.

Geschah euch Unrecht, Freunde — nun denn — klagt!
Pompädius.

Das hilft uns nichts in Rom! Da fällt der Spruch
Nach Gold! Und euer Schatz hat unser Gold.

Drum fordern wir zum Schutz das Bürgerrecht!
Brecht ihr das Wort — dann fall'n wir von euch ab!

Nasica.

So sinnt ihr auf Empörung, Marser? wie?
Ihr Unterthanen Roms, gehorcht und schweigt!
An die Regilluschlacht gedenkt! an das
Was unsre Großmuth euch bereits gewährte —

(schlau huldvoll)

Die euch noch mehr gewähren wird, wenn ihr
Gehorchen lernt! erwartet den Beschluß —

Ihr seid entlassen:

Pompädius.

Gut! noch warten wir —

Doch brecht ihr uns das Wort — dann Römer! denkt
An den Pompädius und ans Volk der Marser!

(ab mit den Gesandten)

(Cethegus und Gesandte vor. Mit ihnen

Liberius.)

Nasica.

Was sucht ihr hier noch, spanische Gesandte?
Schon längst entließ man euch. Rebellen seid ihr —
Und Rom mag eure Botschaft nicht vernehmen!

Liberius.

Ihr müßt die Männer hören!

Nasica. (verächtlich)

Was hat denn hier

Der Quästor Gracchus zu gebieten?

Liberius.

Wie?

Ihr wollt das edle Volk der Spanier,
Das für die Freiheit tritt mit Löwenmuth,
Also beschimpfen? Ungehört wollt ihr
Entlassen die Gesandten von Numanz?
Und Gracchus sollte schweigen? nimmermehr!
Das Völkerrecht gebietet's: hört sie an! —
Stimmt denn im römischen Senat kein Einz'ger
Mir bei, wenn sich's um unsre Ehre handelt?

Scävola. (erhebt sich)

Ich stimme bei! Gerechtigkeit gebietet's —
Hört die Gesandten! So lange Scävola
In Rom noch lebt, soll auch Gerechtigkeit
Den Erdenvölkern werden. Sprech, Gesandte!

Cethegus.

Wir schwiegen nicht aus Demuth, noch aus Furcht —
Nein! vor Entsetzen und vor Staunen, Väter!
Scheint es doch fast, als ständen wir vor euch
Als Knechte, als Besetzte, nicht als Herrn
Und Sieger! Doch ohne Bitterkeit zur Sache!
Ihr schloßet mit uns Frieden, und wir kamen
Die traulich uns gereichte Bruderhand
Zu drücken. Zu treuen Freunden glaubten wir
Zu kommen, und wir finden Feinde!

Nasica.

Rebellen!

Fast kürzer euch! Die Römer lieben Thaten,
Nicht Worte!

Cethegus.

Viriath entbietet dem Senat

Den Brudergruß!

Nasica.

Ihr wollt wol Dank dafür,
Daß euer Räuberhauptmann uns hier grüßt?
Geht! geht!

Cethegus.

Ihr nanntet den Viriath doch erst
Den besten Freund der Römer, nanntet ihn
Den treuesten Bundesgenossen! Wie? und jetzt
Erfühnt ihr euch? War es denn nichts als Lug
Und Trug, um eure dreißigtausend Mann
Zu retten vor Vernichtung? Wie's auch sei —
Habt Achtung, Römer! vor dem kühnen Retter
Der span'schen Nation! spricht rund und kurz
Wie steht's mit der Vollziehung des Vertrags?

Nasica.

Wir werden's überlegen!

Cethegus.

Selbständigkeit

Die wir erkämpften — habt ihr uns verbrieft
In den Verträgen —

Nasica (schnell einfallend)

Wo sind sie denn? hat denn

Hier der Senat sie unterzeichnet? kann man
Denn trau'n dem hinterlist'gen Viriath?

Cethegus.

Biriath meint's ehrlich mit dem Frieden — Frei
Entließ er die Gefangnen — hat sich selbst
Des größten Vortheils großgesinnt entschlagen.
Doch Rom —

Nasica.

Will herrschen! und wer's hindern
will

Der zittre!

Cethegus.

Nicht heilig sind euch die Verträge?

Nasica.

Darüber kann nur der Senat entscheiden.
Zu seiner Zeit erhaltet sicher ihr
Bescheid.

Cethegus.

Nein jetzt! wir lassen nimmer uns
Nach röm'scher Art verträsten. Hoffst das nicht!
Zweimal bracht ihr uns treulos die Vorträge —
Dies Drittemal gelingt's euch nicht! Hier steh'n
Die röm'schen Feldherrn, die den Friedensschluß
Mit unterzeichneten, sie mögen sagen ob's
Nicht also war — ob nicht wir Spanier
Das ganze Römerherr gerettet haben
Vor gänzlicher Vernichtung. Dicht umschlossen
War es in unsrer Hand. Kein Ausweg — nir-
gends!

Aus Mitleid gaben wir den Bitten nach,
Bewilligten den Frieden. Senatoren!
Wir achteten und schützten selbst beim Feind
Das Unglück. Sprecht ihr, würd'ge Römerfeldherrn!
War's etwa anders — wol! dann nennt uns Lügner!

Mancinus.

So ist's! so war's! das müssen wir bezeugen!
Biriath benahm sich großgesinnt und edel!

Cethegus.

Und dennoch scheint's — ihr wollt den Frieden
brechen?

Nasica.

Wer sagt euch das? Wir werden's überlegen!

Cethegus.

Zu überlegen ist hier nichts. Wir fordern
Vollziehung des Vertrags. Bedenkt es wohl
Vernichtung oder Frieden! So stand der Würfel;
Die Menschlichkeit in uns sprach für den Frieden;
Den wir euch nimmermehr bewilligt hätten —
Wär' nicht des edlen Gracchus Name uns

Ein sichres Pfand gewesen eurer Ehre.
Dem Gracchus nur verdankt ihr eu're Rettung;
Denn einen goldnen Klang hat in ganz Spanien
Des Mannes Nam'. Er selbst gab uns sein Wort —
Dem Worte öffneten sich uns're Thore;
Wir gaben eurem Heer die Freiheit, das
Mit Ehrenklang und Spiel zur Heimath zog,
Und alle Beute reichten wir dem Gracchus.
Alein der Edle nahm sich eine Hand
Voll Weihrauchs bloß, den ew'gen Göttern opfernd
Für den geschloss'nen Frieden zwischen Rom
Und Spanien. War's nicht so, Feldherrn? Sprecht!

Mancinus.

So war's! Beim Jupiter! es war so, Väter!

Cethegus.

Nun also! Haltet Wort! Vollzieht sogleich,
Wie wir es thaten, die Verträge! Räumt
Nun Spanien! Was wollen eure Heere
In unsres Reiches Marken? Also war's
Nicht ausgemacht!

Liberius.

Gilt Manneswort in Rom,
So zögert nicht, und dankt dem edlen Volke,
Statt es für seinen Edelmutz zu höhnen!
Kein schönres Loos, ihr Väter, gib't's fürwahr
Auf Erden, als gerecht zu sein und treu!

Nasica.

Der Volkstribunencandidat behalte
Die Weisheit für sich, sein Platz ist an der Thür!
Nur der Senat entscheidet hier, sonst Niemand!

Mancinus.

Ihr würd'gen Väter! Wahr ist Alles, was
Die Abgesandten sprachen. Doch auch mir
Steht über Allem unsres Reiches Wohl.
Wir Feldherrn freilich schlossen nothgedrungen
Für uns den Frieden ab; doch der Senat
Hat ihn noch nicht bestätigt. Tiefbeschämt
Fühl' ich, wie sehr wir fehlten. Nur als Sieger
Ziemt's Römern Frieden abzuschließen, doch
Wir Feldherrn schlossen als Besiegte ihn!
Das schändet Rom. Die Treue sei gewahrt,
Doch nicht zu Rom's Verderben! Hört mich,
Väter!

Nothwendig war der Krieg. Nicht unsretwegen
Gebt ihn jetzt auf. Wir woll'n den Frevel büßen —
Ihr aber müßt den Krieg beschließen!

Alle Senatoren (sich erhebend, feierlich)

Krieg!

Mancinus.

Wir Feldherrn gaben unser Ehrenwort,
Und werden's halten. Numanz kann nichts
verlangen
Zur Sühnung des Vertrags, als nur die Leiber
Der Feldherrn, die ihn schlossen. Wohlan denn, ruft
Den Bundespriester! Liefert uns gefesselt
Und nackt den Spaniern aus! So sühnen wir
Mit unfrem Tod den Frevel und finden uns
Des Eidschwurs wegen bei den Göttern ab,
Es kann dann weder Gott noch Mensch euch hindern
Glorreich für Rom den Krieg zu enden, denn
Den Krieg müßt ihr beschließen!

Alle Senatoren (wie oben, stürmisch)

Den Krieg! den Krieg!

Mancinus.

Ihr Römerfeldherrn! Denkt ihr so wie ich?
Seid ihr's zufrieden?

Alle Feldherrn.

Ja! wir Alle!

Liberius.

Doch

Ich nicht! Ich nenne Frevel dies und Eidbruch!
Nicht Strafe, Dank verdienen wir, Ihr Väter!
Sind euch denn dreißig tausend röm'sche Bürger
So wenig werth? Wollt ihr die Welt Herrschaft
Nur auf Gewalt, nicht auf Gerechtigkeit
Begründen? Römer! dann wird dies Waffenspiel
Nur Rohheit, und die Tapferkeit wird Schwäche!

Scipio.

Wer's wagt von röm'scher Schwäche hier zu reden,
Sei's auch mein Schwager, den nenn' ich Ver-
räter!

So lange Scipio lebt, soll Rom die Welt beherrschen!

Masica.

Liber? Du willst dich feig dem Vaterland
Nicht opfern?

Liberius.

Nein! in diesem Sinne nicht!

Ihr müßt den Frieden halten.

Masica.

Wir Väter haben
Den Friedensschluß nicht unterzeichnet, und
Da es die Feldherrn also woll'n —

Mancinus.

Es hat
Der Ehre Stimme längst in uns entschieden!
Numanz soll gleich befriedigt sein, und Rom
Nicht mehr gehindert. Schlagt uns nun in Fesseln!
Was liegt an unfrem Leben? Gilt es doch
Der Herrschaft und der Größe Rom's!

Masica.

Wohlan!

Wer stimmt hier gegen diesen Vorschlag?

Scävola (und drei Senatoren, sich erhebend)

Wir!

Wir sind dagegen!

Liberius.

Es ist beschlossen. Gut!

Nehmt mich mit hin! Doch Schändliches, ihr Väter,
Beschloßet ihr!

Mancinus.

Tritt, Bundespriester, vor! —

Unüberwindlich sind die Römer! Auf!

Schlag' mich sofort in Fesseln! Ihr Römer sei'n
Mit euch die Götter!

Masica.

Thu Priester deine Pflicht!

Mancinus ew'gen Ruhm, dem größten Römer!

(Bundespriester tritt mit Ketten vor)

Cethegus (schnell einfallend)

Nein! nimmer nehmen wir dies an, Barbaren!

Glaubt ihr an Götter, nun dann haltet Wort!

Wo nicht, dann stellt sofort das Heer zurück

In jenen Paß, wo wir's umzingelt hatten,

Und ungeschehn sei Alles wie zuvor!

Entscheide dann das Schwert! Doch diese Männer,

Die nicht verstehen frei zu sein, behaltet!

Masica.

Ihr wollt's? wir nehmen's an. Doch bieten wir

Euch Rettung noch. Wenn ihr den Viriath

Ausliefern wollt, dann sollt ihr Frieden haben!

Entscheidet euch!

Cethegus.

Der Eine Mann ist mehr

Als eure Dreißigtausend! behaltet sie!

Des Treubruchs Fluch, er ruh auf eu'rem Volke!

Frei leben oder sterben wollen wir!

Und Spanien wird diesen Frevel rächen!

Masica.

Wir werden sehn! Rom fürchtet Räuber nicht!

Cethegus.

Wer ist hier Räuber? Wer ist edel? Ihr
Habt dem Viriath mordlistig nachgestellt.
Vergebens habt Ihr schmutz'ges Blutgeld Spaniern
Geboten — ihr feigen, blut'gen Mörder wollt
Den Frieden nur erkaufen, nicht erkämpfen!
Das Völkerrecht zertretet ihr, vernichtet
Das Menschenrecht bei eurem eignen Volke!
Aus Habsucht wollt ihr uns vernichten. Wühle
In euren eignen Eingeweiden denn
Die geile Habsucht, und zerfresse euch
Des Reiches Mark und Wein. Ihr stürzt uns in
Verzweiflungsvollen Kampf. Wohl! doch wenn
Ihr siegt — nur über Leichen und Gerippe
Sollt ihr in Spanien herrschen. Als freie Männer
Sollt ihr uns finden. Greise, Weiber, Kinder —
Sie werden unter Trümmern lieber modern,
Als jemals euch gehorchen! Vernichtet uns —
Als ew'ges Brandmal allen Erdenvölkern
Soll unsrer Städte glühnde Feuerfackel
Die Völker alle wecken, daß sie vereint
Die übermüth'ge Wölfin Rom zerfleischen!
Lebt schlecht, treulose Männer!

(ab mit Gesandten)

Scipio.

Lebt!

Bis uns der Schlachtengott zusammenführt!

Liberius.

O brichst du über uns nicht, Himmelsdach?
Erbebst du nicht, du röm'sche Erde? Götter!
Seht, wie von Frevel wir zu Frevel taumeln!

Zum Senat!

Seid ihr denn blind? auf Treubruch bauet ihr
Des Reiches Wohl, unwürd'ge Väter? laßt
Von Spaniern euch beschämen? Doch ich weiß,
Was euch so treibt! nicht äußre, innre Feinde
Sind es. Die Furien des Frevels foltern
Des Nachts euch. Deshalb schickt ihr fort das Volk
Zum Krieg, damit es nicht an euren Raub,
An die ihm frech entriff'nen Aecker euch
Erinnre!

Masica.

Bringst du die Aeckertheilung wieder,
Ehrgeiz'ger Gracchus? Schweige, Volksaufwiegler!

Liberius.

Blind seid ihr nicht! Ich weiß, ihr seht das Uebel.
Alein ihr wollt's nicht seh'n. Ihr schickt das Volk

Zum Krieg, um eure Adels Herrschaft so
Im Innern noch tyrannischer zu üben.
Auf altes Unrecht häuft ihr täglich neues!
Ich weiß, die Aeckertheilung habt ihr stets
Nur vorgespiegelt, nie gewollt!

Scipio.

Halt ein!

Wer innern Schaden aufdeckt, ehe noch
Der äußere geheilt ist, der verwirrt
Den Staat, und frevelt!

Liberius.

Und wer den innern Brand
Nicht sehen will, der baut Paläste auf
Dem Boden des Vulkans! Nein! nein! Ihr sollt
Den Scheideweg für Rom doch sehen. Wohin
Flieht denn die alte Größe? Wir waren groß,
Als treu wir waren und gerecht. Durch Menschlichkeit
Besiegten wir die Völker einst weit mehr
Als durch die Waffen. Nun habt ihr ja die Welt
Doch ihr, ihr seid zu klein, sie zu beherrschen.
Dies Sehnen nach dem Krieg
Hat keinen Zweck mehr; es verwirrt das Recht,
Seit die Legionen aus Korinth, Karthago
Zurück sind, steht man erst das tiefe Glend
Des Staats. Das Volk wird roh, ihr täglich frecher
Geiz lehrt euch Uebermuth; er lehrt die Götter
Verachten; giftzischend verwandelt er den Staat.
Doch Krieg und Krieg soll's heilen. Freilich! buhlen
Und trinken! im Frieden Tempel plündern! schänden!
Das lehrt er. Doch Bürgerfreiheit mordet man
Auf diesem Weg.

Noch raucht Karthago's Leichnam — doch in euch
Lebt seine schmutz'ge Seele. Die Tyrannei
Unrecht erworbenen Gelds verpestet Rom;
Und ihr, zur Herrschaft auserkoren, duldet
Die Sklaverei? Noch ist es Zeit; noch könnt
Ihr ruhmvoll alle Völker überstrahlen.

Drum haltet ein! verlaßt den schlechten Weg!

Jetzt! Väter, oder nie!

Ist's erst im Gang, dann haltet ihr das Rad
Des Schicksals nicht mehr auf. Noch ist es Zeit!
Hier Bürgerfreiheit — und hier Tyrannei —
Und kurz! Beginnt den neuen Weg: und gebt
Heraus dem Volk die öffentlichen Aecker.

Masica.

Du großer Reformator! Geh', geh' hin

Zu Deinem Volk und schmeichle ihm! Doch wir —
Wir sind zu alt für die Plebejerweisheit!

Liberius.

Das ist die alte übermüthige Sprache der
Patricier!

Nasica.

Du zeigst nur der Plebejer
Stets zügellosen Troß!

Liberius.

Der dennoch flegte,
Weil er beharrlich, Schritt vor Schritt, gesetzlich
Sein Ziel verfolgte! Folgt der Vernunft, ihr Väter!
Und nicht der Habsucht blinder Leidenschaft!

Wir steh'n am Scheideweg! Entscheidet euch!

Verantwortlich ist jeder Einzelne

Für seines Volkes Schicksal. Euren Weg

Kann ich nicht mit euch gehn. Ich sah es heut
Wohin er führt — und mußte mit euch brechen!

Nasica.

Wir werden schon die innren Nebel heissen!

Liberius.

Durch äußre Mittel nicht.

Nasica.

Das überlaß

Du dem Senat!

Liberius.

Gebt ihr dem Volk die Aecker?

Nasica.

Wir steh'n von unsrem alten Recht nicht ab!

Liberius.

Entscheide sich's denn in der Volksversammlung!

Ich hasse diesen Geiz und diese Habsucht —

Und breche sie. Bis ihr Gerechtigkeit

Den Völkern gebt, bis dahin sind wir Feinde!

(Hohnlachen im Senat)

Höhnt mich nur immerhin! Der Bürgerfreiheit

Verschaff' ich Raum als Volkstribun! und auf

Dem Forum, Väter! sehen wir uns wieder!

(Stolz aber schlicht ab)

Nasica.

Geh' hin zu dem Plebejervolk! wir wollen

Den Ehrgeiz dir schon beugen! Scipio!

Dich wählen wir zum Consul, und zugleich

Zum Feldherrn für Numanz!

(Alle Senatoren erheben sich)

Scipio.

Habt Dank ihr Väter!

Als Sieger, oder niemals fehr' ich wieder!

Dies Capitol — es sei das Haupt der Welt!

Und während ihr den innren Zwiespalt schlichtet —

Wird Spanien von mir erobert und vernichtet!

(Ende des ersten Aufzugs.)

F e u i l l e t o n .

Der Degen Napoleon's, welchen der große
Mann mit dem kleinen Hüthen in der Schlacht bei
Marengo trug, ist jetzt vom Kaiser von Rußland für
50,000 Rubel gekauft worden.

Eine seltsame Finanzoperation. Franz II.
König von Frankreich, war eines Tages sehr übel-
launig, als eben Marat an seiner Seite war.

Marat. „Warum so niedergeschlagen, gnä-
digster Herr?

Franz. Mir fehlt Geld. — Das Land ist
verarmt.

M. Ich will Ihnen Geld schaffen, gnädigster
Herr. Geben Sie mir die Erlaubniß, Bibeln und
andere Erbauungsbücher der jetzigen Reformation in
Holland hier verkaufen zu dürfen. — Er erhielt
vom Könige diese Erlaubniß und machte sie sogleich

in ganz Frankreich bekannt. Kaum erfuhr es die
Geistlichkeit, so bestürmte sie den König mit Bitt-
schriften, um ihn zu bewegen, dem Marat dieses Pri-
vilegium wieder zu nehmen.

M. Nun ist es Zeit zu fordern, Ew. Majestät.
Sagen Sie nun, ich hätte eine große Summe für
die Ertheilung dieser Freiheit geboten und diese
Summe müßte, falls man wieder umlenken wollte,
dem königlichen Schatz anderswo ersetzt werden.

Der König bediente sich dieses Vorwands, for-
derte und erlangte das Geld.

Gartenliebhaberei. Der eifrigste Garten-
freund ist der Herzog von Devonshire in England,
der freilich ein Vermögen besitzt, das selbst in Eng-
land für colossal gilt. Jedes Jahr wendet er viele
Tausende auf seine Liebhaberei. Er hat Treibhäu-

fer bauen lassen, die so groß sind, daß man mit dem Wagen darin umherfahren kann und die nicht bloß die seltensten Blumen und Bäume der ganzen Welt, sondern auch lebendige Thiere aller Art enthalten. Diese Thiere und Pflanzen werden von Naturforschern eingesandt, die fortwährend auf Kosten des Herzogs reisen. Unter andern ist er der Erste, dem es gelungen ist, die prachtvollen Victorio-Trauben zu vermehren. Jetzt beschäftigt sich der Herzog wieder mit einem großartigen und merkwürdigem Baue für seine Gärten, aber Niemand weiß noch, was mit dieser neuen Seltsamkeit bezweckt wird.

Wie es in einer Südamerikanischen Stadt z. B. La Paz aussieht, berichtet ein Landsmann: Die Mädchen, auch in den höhern Ständen, erhalten gar keine Erziehung, sind aber beispiellos schön und verführerisch. Die Musik liegt ganz brach, da die Piano's nur dann über die Cordilleren transportirt werden können, wenn sie zum Auseinandernehmen eingerichtet sind; sonstige ernste Unterhaltungstoffe fehlen, ein Theater existirt nicht und so bleibt nichts übrig, als die Liebeleien.

In einem Dorfe * * * werden alle ergangene Verordnungen gesammelt, und an bestimmten Tagen der Dorfgemeinde vorgelesen und darüber debattirt. Eben war die Gemeinde aus demselben Anlasse versammelt, als der Kreis-Kommissär des betreffenden Bezirks in einer Kommissionsangelegenheit daselbst ankam, und die versammelte Gemeinde bei der Vorlesung der Verordnungen antraf. Nicht wenig erstaunt hierüber, fragte der Kommissär: „Habt Ihr denn alle Verordnungen beisammen?“ Als dies mit einem einstimmigen „Ja“ beantwortet wurde, fragte der Kommissär den Gemeinderichter weiter: „Wer unter Euch ist denn der Brave, der alle erlassenen Verordnungen hält?“ Der Gemeinderichter deutete hierauf auf eine Stelle in der Wohnung, und erwiderte mit gravitätischer Miene: „Dort, der Nagel.“

Die Londoner Bank hat 940 Beamte, die mit dem Auswechseln und der Controle der Banknoten beschäftigt sind. Ihr Gehalt beträgt zusammen nahe an anderthalb Millionen Thaler. Unter den Angestellten befindet sich auch ein besonderer Federschneider, der einen Gehalt von 200 bis 350 (Pf. St.) bezieht.

Pianistisches Wunderkind. Ein Mann, der seine junge Tochter unter die pianistischen Wunderkinder unsrer Zeit gereiht zu wissen wünschte, wollte für sie ein öffentliches Concert veranstalten. Einige Freunde riethen davon ab, und Einer sagte: „Es ist noch zu frühzeitig; sind Sie denn überzeugt, daß Ihre Tochter mit Orchester gut spielen wird?“ „O ja,“ antwortete der zärtliche Vater; „wenn meine Tochter mit Begleitung des Orchesters spielen wird,

weicht sie gewiß keinen Schritt vom Fortepiano.“ — Gesagt, geschehen. Das Mädchen spielte mit Orchester, und blieb richtig sitzen.

Verstümmelung der deutschen Sprache. Wie weit es Dorfschulmeister in der Abkürzung der deutschen Sprache brachten, mag Folgendes beweisen: Cristoph spielte auf der Violine, der die E-Saite mangelte, als plötzlich während seines besten Phantasiens die A-Saite auch riß, und ihm den Ausruf entlockte: „Do ham mers, d E is e^o, hiegt is d A a^o.“ (Da haben wirs, das E ist ohnehin ab, nun ist das A auch ab.)

Der Geck. In einer Gesellschaft sagte nach einer kurzen Debatte, welche von dem Vorzug der Geschlechter handelte, ein junger, eingebildeter Geck zu einem wohlherzogenen und bescheidenen Mädchen: „O, mein Fräulein! ich muß Ihnen sagen, daß die Frauenzimmer, keine Menschen sind!“ — „Sie mögen vielleicht Recht haben, Hr. . .!“ erwiderte das Mädchen ganz bescheiden, „sie sind nämlich Engel, welche die Eigenschaft besitzen, mit den Thorheiten solcher Menschen, die jenes glauben, Rücksicht zu haben!“

Der Wegweiser. Jüngst sollte Jemandem ein Freund den nächsten Weg zu einem Orte zeigen, und führte ihn irre, so daß sie beide nicht wo ein und aus wußten. Da sagte jener verdrießlich: „Er ist mir ein rechter Weiserweger“ (Wegweiser). — Ein Seitenstück hierzu bildet eine Frau, die einen absolvirten Juristen geheirathet hatte, der sich aber nicht entschließen wollte, die appellatorischen Prüfungen zu machen. In einer vertrauten Unterredung mit einer Freundin, ließ sie sich über ihn auf folgende Weise aus: „Verdammtter Kerl, mein Mann, muß ich ihn schicken nach Prag, daß er macht Laboratorium“ (Appellatorium).

Falsche Antwort In einer Gesellschaft wurde ein Mädchen, die mit ihren Eltern in Neapel gewesen war, gefragt, wie es ihr dort gefallen habe. Sie sagte: „O, ich habe mich in Neapel sehr gut unterhalten; nur fürchtete ich immer, daß sich der Besuch übergeben werde.“ Sie hielt es nämlich für ungeschicklich: „Feuer speien,“ zu sagen.

Die Vorzimmer-Courage verließ einen Supplikanten bei dem Eintritte in das Bureau seines Gönners so sehr, daß er mit der naiven Frage introducirte: „Pflügen Ew. Gnaden der Herr Baron zu sein?“

Moralische Behandlung. Ein Schullehrer sagte voll Entrüstung zu einem seine Prüfung schlecht bestehenden Schüler: „Wenn ich nicht wäre, wärst Du der größte Esel auf Gottes weiter Erde!“

Der griechische Buchstabe. Ein Student trug eine Prüfung aus der Mathematik nach, und zeigte dabei gerade keine Anlage, ein Newton zu werden. Eben blieb er wieder in dem Beweise eines mathematischen Satzes stecken, da rief ihm der Professor ärgerlich zu: „So sehen Sie sich doch das Dreieck an; was für Buchstaben stehen denn dort?“ — Der Jünger der Mathematik sah sich das Dreieck an, und sagte: „Vor dem Winkel steht e Bie h. (Es standen nämlich dort die Buchstaben: e und φ).

Müllners Schuld. Auf einem Landtheater wurde von einer herumziehenden Truppe „Müllners Schuld“ zum ersten Mal gegeben. Der Direktor setzte zur Belobung dieses Stückes folgende Worte auf den Theaterzettel. „Es steht mir nicht zu, dieses klassische Werk weiter anzurühmen; ich sage nur mit Schiller's wahrhaft großen Worten: „Der Uebel größtes ist die Schuld.“

Vorwürfe. In einer böhmischen Landstadt wurde von einer herumziehenden Schauspielertruppe Gutzkow's „Werner“ gegeben. Einer der Schauspieler ließ sich im Kontexte der Rede folgendermaßen verlauten: „Sie scheinen der Düsseldorf'scher Schule ihre Bildung zu verdanken.“ Und kurz darauf fügte er hinzu: „Sie wetteifern mit Raphael.“

Das Album Libussa. Eine Frau in G. wünschte dieses Taschenbuch zu lesen, das sie in den Händen einer Dame hier wußte. Sie sandte daher ihre Magd mit dem Auftrage — die Libussa, Herzogin von Böhmen sich zu erbitten, an sie ab; welche Post diese auf folgende Weise aus- oder vielmehr zurichtete: „Die gnädige Frau läßt sich empfehlen, Ew. Majestät möchten ihr die Ueberschuh schicken von der Herzogin.“ Da Niemand die seltsame Bitte verstand, so mußte neuerdings bei der Frau angefragt werden, worauf sich natürlich die Geschichte erklärte. —

Behagliche Lesart. Der geprüfte Syndikus eines kleinen Städtchens unterzeichnete stets voll Selbstbehagen mit „gepr.“ Es geschah jedoch, daß er mit der Bürgerschaft in Reibungen gerieth, welche sich in einer Schlägerei entluden, bei welcher der Hr. Syndikus der passive Theil war. Seit jener Zeit unterließ er aus unbegreiflicher Bescheidenheit die Chiffre „gepr.“ vor seinen Namen zu setzen. Die böse Welt behauptet, es habe Jemand die Lesart „geprügelter“ Syndikus publicirt.

Welche bekommt einen Mann. Ein Vater sagte zu seiner Tochter: „Weißt Du die Geschichte noch? Zwei Mädchen wollten heirathen. Die eine

putzte sich gern, die Andere war ohne Buß reinlich, geschickt und arbeitsam. Welche bekam einen braven Mann?“

Die Mutter fiel ins Wort: „Unsere Tochter heirathet nicht.“ (Mädchen, die nicht heirathen, brauchen also nicht reinlich und arbeitsam zu sein.)

Mit Gefühl spielen. Einst sagte eine Mutter zu ihrem Söhnchen, das sich in einer Gesellschaft auf dem Pianoforte produciren sollte: „Spiele hübsch mit Gefühlen, heb' oft die Fundation (Mutation) und gib Acht, daß nicht der Resonanzboden (Resonanzboden) springt.“

Spätes Aufstehen. Das späte Aufstehen, die fast immer zur Unzeit und übel zubereitete Kost, schlechte Wirthschaft und Erziehung ist der ewige Stoff meiner Unzufriedenheit und unsers vielfältigen Zwistes, sagte ein Mann zu seiner Frau. Weil mir dieser Zwist das Leben verbittert, kann ich nicht aufstehen, und deshalb geht die Wirthschaft und Erziehung schlecht, entgegnete sie ihm.

Theresia Milanello ist gegenwärtig in Straßburg. Am 30. Januar gab sie im Saal der Réunion des arts den ärmsten Schulkindern ein Concert, in dem sie zwei Stücke selbst spielte. Ungefähr 500 Kinder waren gegenwärtig, welche sie lebhaft beklatschten. Nach dem Concert schenkte die Künstlerin jedem Knaben eine Bluse, eine Halsbinde und einen Kuchen, jedem Mädchen ein Kleid und einen Kuchen. Man kann sich die Freude dieser armen Kinder denken. „Wenn man einen so edlen Gebrauch von seinem Talent macht, verdient man doppelt den Namen eines großen Künstlers,“ fügt der Démocrate du Rhin dieser Notiz bei.

Frl. Würst. Die Sängerin Frl. Würst in Stuttgart soll bereits viel von ihrer Stimme verloren haben und überhaupt sehr leidend sein. Kürzlich ist sie bei einer Aufführung von Spontini's Bestalin so krank geworden, daß die Oper nicht weiter gespielt werden konnte.

Paris. Das Conservatorium hat am 12ten Januar sieghaft sein erstes Concert gegeben. Beethoven's Heroika, Haydn's D-Dur-Symphonie und ein Männerchor aus Curyanthe wurden als alte liebe Bekannte jubelnd begrüßt; ein Miserere von Haffe, ein Chor von Rameau aus Kastor und Pol-lux, und ein Flöten solo von Hrn. Altas hatten auch reichen Beifall. Nur wollte die große Hitze drei Contrapässen nicht behagen, sie zerborsten in kurzen Zwischenräumen mit Krachen und Donnergepolter und zum großen Jubel des Publikums — und standen traurig da wie entmastete Kriegsschiffe.

Unter Verantwortlichkeit: Druck und Verlag von Fr. Rückmann.

In Commission von Robert Frieße's Separat-Conto in Leipzig.